

MEINE SPRACHE IST DEUTSCH

LiteraturForschung Bd. 25
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und
Kulturforschung

Stephan Braese und Daniel Weidner (Hg.)

Meine Sprache ist Deutsch

Deutsche Sprachkultur von Juden und
die Geisteswissenschaften 1870–1970

Mit Beiträgen von

Stephan Braese, Arndt Engelhardt, Birgit R. Erdle, Petra Ernst,
Claude Haas, Hans-Joachim Hahn, Andreas B. Kilcher,
Christoph König, Mona Körte, Vivian Liska, John McCole,
Hinrich C. Seeba, Daniel Weidner, Liliane Weissberg und
Philipp von Wussow

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dem Band zugrundeliegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter den Förderkennzeichen 01UG0712 und 01UG1412 gefördert.

Das Buch wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung der RWTH Aachen



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Vervielfältigung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2015,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Umschlagabbildung: Alter Hörsal, Foto: Grisca Georgiew

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: Sowa

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-286-5

›Wortforschung‹ als ›Kulturgeschichtsforschung‹. A. J. Storfers Archiv der Wörter¹

BIRGIT R. ERDLE

1. Eine andere Schreibweise europäischer Kulturgeschichte

Eine andere Schreibweise europäischer Kulturgeschichte – das ist, was Albert Josef Storfer vorschwebt, als er im Jahr 1932 seine Arbeit *Prolegomena zur Kulturgeschichtsforschung überhaupt* niederschreibt. Heute, so erklärt Storfer dort, 1932, sei Kulturgeschichte »nicht viel mehr als ein ins Unendliche wachsender, nichtssagender Kramladen aufgestapelter Andenken«.² Er sucht nach einer anderen Schreibweise – einer, die nicht historistisch ist. In dieser Suche trifft er sich mit Siegfried Kracauer, der wenige Jahre zuvor, 1927, in der Goethe-Philologie einen exemplarischen Fall historistischen Denkens vor sich sah. Dessen Vertreter behaupten nach Kracauer, »irgendeine Erscheinung rein aus ihrer Genesis erklären zu können, glauben also jedenfalls die geschichtliche Wirklichkeit zu greifen, wenn sie die Reihe der Ereignisse in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge lückenlos wieder herstellen«.³ Der Historismus, so formuliert Kracauer, »möchte das Zeitkontinuum erfüllen«.⁴

Storfer bringt diesen Begriff des Zeitkontinuums, wie wir sehen werden, gründlich durcheinander. Die Verwirrung der Historisierung ist ein Potential, das er dem neu formierten, doch keineswegs etablierten, im Jahr 1932 zusätzlich unter politischen Druck geratenen Wissen der Psychoanalyse zuschreibt. Dieses Wissen bringt er gegenüber einer Logik in Anschlag, die nur »zeitlich Früheres als Ursache des Späteren erkennen kann«, und er erläutert:

¹ Bei diesem Beitrag handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines in kürzerer Form erschienenen Artikels. Vgl. Birgit R. Erdle: »A. J. Storfers Archiv der Wörter«, in: *Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 43/44 (2013), S. 108–118.

² A. J. Storfer: »Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung. Prolegomena zur Kulturgeschichtsforschung überhaupt«, in: *Psychoanalytische Bewegung* IV (1932) 3, S. 233–248, hier S. 234.

³ Siegfried Kracauer: »Die Photographie« (1927), in: ders.: *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977, S. 21–39, hier S. 24.

⁴ Ebd., S. 24.

Die erste und wohl fruchtbarste Verwirrung, die die Psychoanalyse in jede Aufgabe einer historisierenden Feststellung hineinträgt, ist also die, daß sie den Anspruch erhebt, man solle sich nicht nur mit jenem Zipfel der historischen Vorgänge beschäftigen, der über dem Meeresspiegel in das Manifeste, Bewusste hinausragt, und daß sie dadurch eine unvergleichlich *kompliziertere Chronologie* schafft.⁵

Chronologie wird also in Storfers Konzept nicht aufgegeben, aber sie wird ›unvergleichlich‹ kompliziert.

In seinen ›Prolegomena‹ aus dem Jahr 1932 trägt Storfer eine solche Verwirrung in eine historisierende Kulturgeschichtsschreibung hinein, indem er die beiden psychoanalytischen Begriffe der ›Regression‹ und der ›Fixierung‹, die zunächst auf das Leben des Subjekts bezogen waren, aus dem Feld der Subjektgeschichte in jenes der Kulturgeschichte überträgt. Zur Erläuterung der Prozesse, die von diesen beiden Begriffen, Fixierung und Regression, umschrieben werden, zitiert er ein Bild, das von Sigmund Freud stammt: Freud habe einmal »das Gleichnis von einem in eine neue Heimat ziehenden Volke gebraucht, von dem sich unterwegs einzelne kleine Verbände ablösen, die dann auf halbem Wege stecken bleiben.«⁶ Storfer merkt an, dass dieses von Freud gebrauchte Bild – er nennt es ein Gleichnis, während es an der betreffenden Stelle in Freuds Text als Analogie eingeführt worden war – einen Vorgang heranziehe, der »gerade der geschichtlichen Sphäre entnommen«⁷ sei. Deshalb sei es geeignet, die Geschichtlichkeit kultureller Phänomene anders zu denken. Als Fallbeispiel führt er den Jazz an. Das musikalische Phänomen des Jazz scheint ihm vor allem durch zwei unterschiedliche Fixierungen determiniert: durch die »Fixierung der amerikanischen Neger an die einstigen Gesänge ihrer frommen englischen Herren« und durch die »Fixierung der jüdischen Einwanderer in New York an die Musik des

⁵ Storfer: »Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung« (Anm. 2), S. 241. In allen folgenden Zitaten gebe ich den Sperrdruck über Kursivierungen wieder.

⁶ Ebd., S. 242. Die Stelle, auf die Storfer anspielt, findet sich in der 22. Vorlesung von Freuds *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Freud sucht hier die Vorgänge der Hemmung der Entwicklung und der Regression zu veranschaulichen: »Suchen wir uns Analogien zu diesen Vorgängen auf anderen Gebieten. Wenn ein ganzes Volk seine Wohnsitze verläßt, um neue aufzusuchen, wie es in früheren Perioden der Menschengeschichte oftmals geschah, so ist es gewiß nicht in seiner Vollzahl an dem neuen Orte angekommen. Von anderen Verlusten abgesehen, muß es sich regelmäßig zugetragen haben, daß kleine Haufen oder Verbände der Wanderer unterwegs Halt machten und sich an diesen Stationen niederließen, während die Hauptmenge weiterzog.« Sigmund Freud: *Gesammelte Schriften*, hg. von Anna Freud, Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1924, Bd. 7: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, S. 351 f.

⁷ Storfer: »Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung« (Anm. 2), S. 242.

slawischen Osteuropa«.⁸ Wie immer man dieses Erklärungsmuster im Licht heutiger kultur- und musikwissenschaftlicher Forschung beurteilen mag – interessant scheint an Storfers Argumentation, dass sie die Vorstellung eines ›Echten‹, genuin ›Schwarzamerikanischen‹ oder ›Jüdischen‹ dekonstruiert, und dies zu einer Zeit, in der Essentialisierungen und Ethnifizierungen kultureller Differenzen im Kontext rassistischer Diskurse in der deutschsprachigen politischen und intellektuellen Öffentlichkeit zum *common place* geworden waren.

Die Lieder der *Neger* vom Kentucky-Heim und vom Mississippistrom, die heute als besonders echt-»negerisch« gelten, sind die sentimentalischen Lieder der einstigen Plantagenbesitzer im amerikanischen Süden, der ausgewanderten frommen Engländer, die seither ihre eigenen Lieder längst aufgegeben haben, deren einstige Negersklaven aber in Bezug auf diese Lieder durch viele Generationen hindurch auf jene Phase fixiert geblieben sind und heute den Nachkommen jener Yankees im Wege der stürmisch durchgebrochenen Jazzmode Gelegenheit zur partiellen Regression bieten.⁹

Das ›Echte‹, genuin ›Jüdische‹ oder ›Negerische‹ wird in dem Text von 1932 demnach auf Aneignungsprozesse zurückgeführt, denen ein ›Anderes‹ zugrunde liegt. Verbunden ist damit eine Kritik Storfers an der ideologischen Begründung nationaler Eigenheiten (und an der Nutzung gerade auch von psychologischen Erklärungsmustern für solche ideologischen Begründungen). »Sogenannte nationale Eigenheiten ideologisch zu begründen, gehörte zu den beliebtesten Stoffen des verflissenen nationalistischen Jahrhunderts«,¹⁰ notiert Storfer. Sehr explizit schreibt er diese Vorliebe auch der ›herrschenden Wissenschaft‹ zu. Diese, so hält er fest, hatte

ja auch jederzeit den Bannfluch bereit [...] für einzelne unabhängige Forscher, die den ideologischen Ansprüchen und dem »Familienroman« der einzelnen Völker widersprechende, dem »Narzißmus der kleinen Differenzen« nicht schmeichelnde Feststellungen zu machen wagten.¹¹

Dass Storfer Freuds Konzept des Familienromans für kulturelle Narrative in Anschlag bringt, in denen nationale Identität vorerzählt wird, mag kaum überraschen; bemerkenswert aber erscheint das Faktum, wie der Geist der Geisteswissenschaften in seiner nationalen Besetzung hier von Storfer adressiert wird: nämlich als einer, der Bannflüche ausspricht,

⁸ Ebd., S. 244.

⁹ Ebd., S. 243.

¹⁰ Ebd., S. 245.

¹¹ Ebd.

also existenzvernichtend die Zugehörigkeit zur wissenschaftlichen *community* annulliert, wie auch die Position des Sprechens zunichte macht.

Storfer benennt in seiner Arbeit von 1932 sehr klar, wie auch die Sprachwissenschaft in das Narrativ des Familienromans investierte, wie sie es nacherzählte, indem sie »aus verwandten Erscheinungen einzelner Sprachen auf die Verwandtschaft einzelner Völker zu schließen«¹² versuchte. Sprachwissenschaft ist das Feld von Storfers eigener Expertise: 1888 in Botoșani, Bukowina geboren, hatte er neben Philosophie und Psychologie an der Universität in Klausenburg (Cluj, im heutigen Rumänien) Vergleichende Sprachwissenschaft studiert, bevor er seine Studien in den Fächern Rechtswissenschaft, Philosophie und Philologie an der Universität Zürich fortsetzte. 1919 war er von Budapest nach Wien übersiedelt, gehörte dort zu den Mitarbeitern Sigmund Freuds, unterhielt aber auch Kontakte zu Robert Musil, Hermann Broch, Elias Canetti und anderen Schriftstellern.¹³ In den »Prolegomena« betreibt Storfer Wissenschaftsgeschichte, wenn er vermutet, es sei »wahrscheinlich kein Zufall, daß im neunzehnten Jahrhundert die großen Vorstöße der Sprachvergleichung mit den großen nationalistischen Bestrebungen, den Nationalstaatsgründungen zeitlich zusammenfallen«.¹⁴ Einige Verlegenheit, so ergänzt er, habe es verursacht, »wenn sich herausstellte, daß die Sprachelemente, z. B. die Wortwurzeln aus *verschiedenen* Sprachen abzuleiten sind«.¹⁵ Es ist sprechend, wie Storfer hier das Bild der Wurzel auf den Begriff des Verschiedenen prallen lässt.

¹² Ebd., S. 246.

¹³ Zur Lebensgeschichte A. J. Storfers vgl. Elke Mühlleitner: *Biographisches Lexikon der Psychoanalyse. Die Mitglieder der Psychologischen Mittwoch-Gesellschaft und der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung 1902–1938*, hg. von Elke Mühlleitner unter Mitarbeit von Johannes Reichmayr, Tübingen: Ed. diskord 1992, S. 334–336; vgl. auch Françoise Kreisler: »A. J. Storfer. Ein Wiener Intellektueller in Shanghai«, in: *Philosophie, Psychoanalyse, Emigration. Festschrift für Kurt Rudolf Fischer zum 70. Geburtstag*, hg. von Peter Muhr/Paul Feyerabend/Cornelia Wegeler, Wien: WUV-Univ.-Verl. 1992, S. 180–193; Paul Rosdy: *Adolf Josef Storfer, Shanghai und die Gelbe Post. Dokumentation zum Reprint der Gelben Post*, Wien: Turia + Kant 1999; vgl. auch den Eintrag zu Storfer in: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*, 14 Bde., hg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 13, Lfg. 61, red. von Ernst Bruckmüller, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2009, S. 328–329; Utz Maas: *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933–1945*, Online-Version, Neubearbeitung unter Mithilfe von Petra Hödl, (Eintrag zu Storfer) online unter: <http://www.esf.uni-osnabrueck.de/biographien-sicherung/s/350-storfer-adolf-j?tmpl=component&print=1&page=> (letzter Zugriff: Mai 2014).

¹⁴ Storfer: »Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung« (Anm. 2), S. 246.

¹⁵ Ebd.

2. Das Wahre der Wörter: Etymologie als Symptomfeld

Doch welche Konsequenzen hat Storfers Konzept einer antihistoristischen Schreibweise, sein Postulat der »Erschütterung der bequemen chronologischen Erklärungsweise«¹⁶, wie er schreibt, für seine Geschichte der Wörter? Welches sind die Voraussetzungen und Prinzipien seines Projekts einer »Wortforschung« als »Kulturgeschichtsforschung«? Storfer nähert sich seinem Gegenstand von zwei Seiten her. Zum einen unterstreicht er die Sprachlichkeit des Quellenmaterials, auf das sich, so betont er, »jede Geschichtsforschung« stützt. Zum anderen fragt er danach, in welchem Sinn sich Geschichte in der Sprache ablagert. Am Beispiel der Bezeichnung der Syphilis als ›Franzosenkrankheit‹ in der deutschen Sprache veranschaulicht er die Problematik der an den Namen geknüpften Herkunftsphantasie: »[A]us jenem Namen folgt weder, daß die Syphilis aus Frankreich kam, noch daß sie nicht von dort kam, lediglich, daß man in Deutschland an ihre französische Herkunft glaubte, vielleicht zu glauben wünschte.«¹⁷ Der Name verrät demnach durchaus etwas: über die Herkunftsphantasie, der er entspringt, vielleicht auch über den in ihr leitenden Wunsch. Es ist also nicht so, dass an den Sedimenten der Geschichte in der Sprache eine einfache Faktizität ablesbar wäre. Sprache erscheint so zunächst als Stoffgebiet, als ›überlieferte Materie‹. Doch für welche Art der Forschung, welche Methode, welches Erkenntnisinteresse? Schon auf den ersten Seiten der ›Prolegomena‹ definiert der Autor ein neues Forschungs- und Wissensgebiet, das er »*differentielle Wortforschung*« nennt. Zunächst geht es ihm, wie er erklärt, darum, den »*Bedeutungswandel, Gefühlswandel und Wertungswandel* im Leben der Wörter«¹⁸ zu untersuchen. Storfer bewegt sich damit auf einem epistemischen Feld, das *per definitionem* mit Herkunftsfragen befasst ist: der Etymologie. Mit ihr hatte sich Storfer schon seit 1909 beschäftigt, als er in seiner Studie *Zur Sonderstellung des Vatermordes* versucht hatte, wie er selbst formuliert, »einen rechtsgeschichtlichen Sachverhalt [...] aus der Etymologie eines einzigen Wortes zu erklären«.¹⁹ Etymologie bezeichnet nach Stefan Willer »die Erkundung der Herkunft von Wörtern oder auch – in wörtlicher, also etymologi-

¹⁶ Ebd., S. 242.

¹⁷ Ebd., S. 247. Fast zur selben Zeit erforscht der Mikrobiologe Ludwik Fleck in seinen epistemologischen Untersuchungen anhand der Syphilis die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte einer wissenschaftlichen Tatsache.

¹⁸ Ebd., S. 235.

¹⁹ Ebd.

scher Definition – die ›Lehre vom Wahren‹.²⁰ Um die Zuständigkeit der Etymologie als Wissenschaft mit dieser etymologischen Bedeutung des Wortes Etymologie in Einklang zu bringen, schlägt Stefan Willer vor, das Wort *logos* in ›Etymologie‹ nicht mit ›Lehre‹, sondern mit ›Wort‹ zu übersetzen; ›Etymologie‹ würde dann ›das Wahre des Wortes‹ heißen und »›das Suchen nach dem jedem Wort innewohnenden Wahren‹«²¹ bezeichnen. Informiert durch das Wissen der Psychoanalyse als Wissen vom Anderen,²² stellt sich indes für Storfer das Gebiet der Etymologie anders dar, nämlich als Symptomfeld. Storfers Neugier richtet sich auf das, was er als latenten Sinn der Etymologie vermutet. Nach dem Wahren der Wörter zu suchen, heißt für Storfer Explorationen, Grabungen in einem Symptomfeld.

Der Leitbegriff, den Storfer dafür erfindet, ist der Begriff des ›etymologischen Symptoms‹. Das in der Etymologie zu Tage tretende Leben der Wörter lässt sich in seinen Augen, ähnlich dem Traum, symptomatisch lesen: es zeugt von einem psychischen Konflikt, welcher an der Verbindungsstelle von Wort und Vorstellung (bzw. einer Verknüpfung von unbewussten Vorstellungen) akut wird. Storfers epistemisches Projekt entwirft also eine Spurenlektüre, eine Indizienlektüre der Etymologie. Zur Veranschaulichung greift er zur Metapher der Wissenschaft von der Erde, der Geologie: sie spielt ihm Sprachbilder zu, welche die Arbeit der Rekonstruktion als Lesen von Zeichen vorstellen. ›Sprachforschung‹ als »geistige Geologie«, so schreibt er: »Wie man aus Fußspuren und sonstigen Abdrücken in gewissen Erdschichten auf bestimmte Tiere der Urzeit folgert, könnte man [...] aus der Sprache Allerlei rekonstruieren.«²³ Dieses »Allerlei« schränkt Storfer indes sogleich ein, und zwar gerade mit Verweis auf das Wissen der Psychoanalyse: er verwahrt sich dagegen, dass – wie die Geisteswissenschaften des 19. Jahrhunderts seiner Ansicht nach »glaubten« – »äußere Vorgänge«²⁴ aus der Sprache rekonstruierbar seien. Was eine psychoanalytisch informierte Wortforschung stattdessen zu leisten vermag, ist etwas anderes:

²⁰ Stefan Willer: »Urwort. Zum Konzept und Verfahren der Etymologie«, in: Michael Ott/Tobias Döring (Hg.): *Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstibegründender Begriffe*, München: Fink 2012, S. 35–55, hier S. 35.

²¹ Ebd., S. 40.

²² Dass im zeitlichen Kontext die Psychoanalyse, welche disziplinär nicht verankert ist, dennoch eine starke Position des Sprechens erlaubt, wird an Storfers publizierten Arbeiten wiederholt kenntlich.

²³ Storfer: »Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung« (Anm. 2), S. 239.

²⁴ Ebd.

Wird es auch nicht gelingen können, wie es einzelne Vertreter der Altertumskunde und der Sprachwissenschaft vermeinen, aus *Wörtern* auf *Sachen* zu schließen, Gegenstände, Institutionen, Vorgänge usw. historisch zu rekonstruieren [sic], so wird sie immerhin aussagen können, daß die psychische Geschichte dieses oder jenes Wortes das Vorhandensein gewisser verdrängter Vorstellungen und Affekte im Seelenleben der betreffenden Sprachgemeinschaft anzeigt.²⁵

Es sind demnach zwei Begriffe, um die herum das epistemische Feld in Storfers Projekt einer ›Wortforschung‹ als ›Kulturgeschichtsforschung‹ sich neu organisiert: das ›etymologische Symptom‹ und die ›psychische Geschichte eines Wortes‹. Nicht über äußere, aber über innere Daten²⁶ gibt die Sprache nach Storfer Aufschluss. Wörter werden von ihm als Indices aufgefasst – sie zeigen an, dass bestimmte verdrängte Vorstellungen und Affekte im Seelenleben einer bestimmten Sprachgemeinschaft vorhanden sind. Man könnte sagen, dass Storfer die Sprachkultur²⁷ der umgebenden (nichtjüdischen) Majorität selbst zum Gegenstand macht; er kehrt also in gewisser Weise die Perspektive genau um.

Der Fokus des von Storfer vorgeschlagenen Untersuchungsprojekts liegt auf dem Affektleben, das »hinter dem Bedeutungswandel«²⁸ steht, wie Storfer formuliert. Dabei weisen mehrere Stellen der ›Prolegomena‹ auf die Effekte im Realen hin, welche von den ›psychischen Tatsachen‹ (an denen auch unbewusste Affekte teilhaben) erzeugt werden – zum Beispiel die während des Balkankriegs 1912/1913 durch Gerüchte in Bewegung gesetzten »sehr reale[n] Armeekorper«.²⁹ Die Suche nach einem dem Wort innewohnenden Wahren zielt also auf die Verwerfungen im Affektleben eines Kollektivs, das als Sprachgemeinschaft gefasst ist. Vom Konzept der Sprache als Abdruck der menschlichen Seele, wie es Karl Philipp Moritz im Kontext seiner Studien zur ›Erfahrungsseelenkunde‹ fast 150 Jahre früher entworfen hat, unterscheidet sich Storfers Projekt sichtbar, obwohl die Metapher des Abdrucks hier wieder auftaucht. Denn bei Moritz war es, wie Stefan Willer erläutert, »um die konstitutive Sprachlichkeit mentaler Operationen« gegangen: um »Gedankenverbindungen und Erinnerungsvorgänge«³⁰, die lexikalisch gebunden sind.

²⁵ Ebd., S. 240–241.

²⁶ Vgl. ebd., S. 241.

²⁷ Zu diesem Begriff vgl. Stephan Braese: »Im Konflikt der Topographien. Deutsche Sprachkultur von Juden in Europa«, in: Hartmut Böhme (Hg.): *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*, Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler 2005, S. 328–354 und ders.: *Eine europäische Sprache. Deutsche Sprachkultur von Juden 1760–1930*, Göttingen: Wallstein 2010.

²⁸ Storfer: »Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung« (Anm. 2), S. 248.

²⁹ Ebd., S. 240.

³⁰ Willer: »Urwort« (Anm. 20), S. 52.

Veröffentlicht wurde der Aufsatz *Chancen einer psychoanalytischen Wortforschung. Prolegomena zur Kulturgeschichtsforschung überhaupt* in der von A. J. Storfer selbst begründeten und redigierten Zeitschrift *Psychoanalytische Bewegung*, die bis zum Jahr 1933 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erschien, welcher zu diesem Zeitpunkt noch in Wien in der Börsegasse 11 beheimatet war. Die ›Prolegomena‹ können als programmatisches Vorausboot gelten zu zwei etymologischen Büchern, die Storfer in den Jahren 1935 und 1937 herausbrachte: *Wörter und ihre Schicksale* und *Im Dickicht der Sprache*.³¹ Beide Sammlungen, deren Belegbeispiele ebenso aus der *Times* wie aus dem *Völkischen Beobachter* oder der *Königsberger Allgemeinen Zeitung* entstammen, erkunden die Ursprünge und die Geschichte von Bedeutungen: sie fokussieren das Zusammengesetzte der Sprachen, das Andere der Herkunft von Sprache und deren Bedeutungen. Weder Wörterbuch noch Begriffsgeschichte, sind die beiden Sammlungen genau am Übergang zwischen beiden Registern situiert. Sie suchen zu belegen, dass Sprache immer schon mehrsprachig ist, dass also das Fremde – das fremde Idiom und das Unbewusste – immer schon in der Sprache steckt. Nicht eigentlich Anspielungsrede, aber eine unterschwellige politische Referenz verleiht Storfers Stil eine spezifische politische Ladung, wenn er zum Beispiel 1937 in einem Abschnitt ›Über Sprachmengerei‹ die »alte k. und k. Monarchie, besonders die *österreichische* Reichshälfte« als das »Paradies der Sprachmengerei«³² bezeichnet. Aber dies ist – im Jahr 1937 – nur mehr eine Reminiszenz. Sie bezeugt, wie in Storfers eigenem Kommentar das Andenken an die politische Figuration der K. u. k.-Monarchie in der Sprache fortlebt – ein Andenken, das dem Habsburger Reich als übernationaler Konstruktion gilt.³³ Wenn Storfer von »schließlich in das

³¹ A. J. Storfer: *Wörter und ihre Schicksale*, Berlin/Zürich: Atlantis 1935; ders.: *Im Dickicht der Sprache*, Wien/Leipzig/Prag: Verlag Dr. Rolf Passer 1937. Utz Maas weist darauf hin, dass der zuerst erschienene Band, *Wörter und ihre Schicksale*, großen Erfolg hatte, »vor allem auch in Deutschland, weil S[torfer] hier auch sprachliche Formen diskutierte, mit denen die nationalsozialistischen Verhältnisse zur Sprache kamen (Stichwörter wie Bonze, die Diskussion von Braunhemden, aber auch die Etymologie von Eigennamen wie Goebbels, Mussolini u. a.). Das führte allerdings dazu, daß die Partei den Vertrieb des Buches schließlich unterband (nachdem es zunächst sogar von Nationalsozialisten gelobt worden war)«. Maas: *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher* (Anm. 13) [o. S.].

³² Storfer: *Im Dickicht der Sprache* (Anm. 31), S. 224.

³³ Die politische Ladung der von Storfer im 1935 erschienenen Band in alphabetischer Anordnung präsentierten Wortgeschichten und deren ironischen Kommentargestus bezeugt z. B. der Eintrag zu »Musselin, Mussolini«, der das Bedeutungsgefälle vom »Nesseltuch« bis zur »Ableitung des italienischen Namens vom deutschen Mäuslein« durchmisst, wobei er exakt zwischen »miekrig« und »naiv« zu stehen kommt. Storfer: *Wörter und ihre Schicksale* (Anm. 31), S. 254–255. Auch im 1937 publizierten Nachfolgebänd behält Storfer diese subtile Form der Kommentierung zeitgenössischer Sprachkultur bei,

Bürgerrecht der Sprache aufgenommene[n]«³⁴ Makkaroniwörtern, also Mischwörtern,³⁵ spricht, so kann der Ausdruck ›Bürgerrecht‹ als Hinweis darauf gelesen werden, wie Storfer (1937) auf der linguistischen Ebene die brisante politische Dimension des Themas der anderen, heterogenen Herkunft (und der in sie verstrickten Vorstellungen von Verwurzelung und Homogenität) verhandelt.

3. Ein Bruchstück aus der ›deutschen Volkssprachenforschung‹

Das Thema der Herkunft, ihm aus seinen jahrelangen etymologischen Forschungen vertraut, wird für Storfer in unvorhersehbarer Weise akut, als er im Herbst 1938 versucht, aus Wien zu flüchten – in die USA oder in die Schweiz. Sein Geburtsort Botoșani in Rumänien, seinem »schlimmen Geburtsland«³⁶, wie er in einem Brief an Fritz Wittels vom 4. Februar 1939 schreibt, bedingt, dass er der ›rumänischen Quote‹ zugerechnet wird, die schon im September 1938 »auf Jahre hinaus erschöpft ist«.³⁷ Seine Versuche, außerhalb der Quote in die Vereinigten Staaten gelangen zu können, scheitern. Er überlebt das Novemberpogrom in Wien – wie, darüber gibt es, meiner Kenntnis nach, keine Belege.³⁸ Ende 1938 kann er sich nach Shanghai retten. Von der Lage seines Geburtsorts her gesehen, beschreibt die geographische Bewegung seines Lebensweges nun einen Bogen von einer Peripherie in die andere.³⁹ In

wenn er z. B. einen Abschnitt »pseudo-jüdischen Wörtern« widmet. Storfer: *Im Dickicht der Sprache* (Anm. 31), S. 135–137.

³⁴ Ebd., S. 216.

³⁵ Makkaronismus meint eine besondere Form literarischer Mehrsprachigkeit in der italienischen Renaissance; bezogen auf Wortbildungen, die weder dem Register der Fremdwörter noch dem der Vernakularwörter zugehören, kommt der Begriff zum ersten Mal in der Diskussion um Sprachpurismus auf. Dazu Evi Zemanek/Alexander Nebrig (Hg.): *Komparatistik*, Berlin: Akademie 2012, S. 257.

³⁶ Rosdy: *Adolf Josef Storfer, Shanghai und die Gelbe Post* (Anm. 13), S. 16.

³⁷ Ebd., S. 10 (Brief vom 07.09.1938).

³⁸ Doron Rabinovici sucht zu erklären, weshalb das Novemberpogrom in Wien »brutaler als in vielen anderen Städten ablief. Die Hemmschwelle war bereits überschritten worden. Der antisemitische Mob hatte die Gewalttaten schon eingeübt.« Doron Rabinovici: *Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938–1945. Der Weg zum Judenrat*, Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag 2000, S. 124.

³⁹ Hinzuweisen ist hier auf eine sprechende Fehllektüre im *International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945* aus dem Jahr 1983: im Eintrag zu Storfer ist dort vermerkt »d. [died] Aust. 1945«, was gelesen wird als »After W. W. II returned to Aust.« Die Abkürzung »Aust.« wird also aufgrund einer Verwechslung von ›Austria‹ und ›Australia‹ fehlgedeutet und in eine erfolgte Rückkehr umgedeutet. *International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945*, ed. Herbert A. Strauss (New York)/Werner Röder (München), Bd. 2: *The Arts, Sciences and Literature*, Teil 2:

einem Brief aus Shanghai an Siegfried Bernfeld in San Francisco, der das Datum des 31. März 1939 trägt, bemerkt Storfer: »Meine gesamte ps. [psychoanalytische] Bibliothek musste ich in Wien lassen. Sie hätte keineswegs die Grenze passieren können.« Und in Klammern fügt er hinzu: »Nebstbei bemerkt an der Grenze hat man mir u. a. das druckfertige Manuskript eines sprachwissenschaftlichen Buches, das in der Schweiz hätte erscheinen können und von dem ich keine Kopie habe, weggenommen.«⁴⁰ Beraubt seiner Bibliothek, seiner Schriften und Manuskripte, begründet er in Shanghai – »blown by the winds of fate into this town, which is anything else but a normal place to live in«⁴¹, wie er im September 1939 an Bettina Warburg in New York schreibt – die deutschsprachige ›Ostasiatische Halbmonatsschrift‹ *Gelbe Post*.⁴² Hier, im Heft 5 vom 1. Juli 1939, veröffentlicht er einen von ihm schon im Titel als »Fragment« gekennzeichneten Ausschnitt aus der, wie er schreibt, »deutschen Volkssprachenforschung« über das Wort ›Jude‹. Der Text, als Serie in drei Fortsetzungen geplant, von denen die dritte aber nicht mehr erschien, stellt eine kleine Enzyklopädie der Bedeutung des Wortes »Jud« »in der deutschen Volkssprache« dar. Damit wendet Storfer die Perspektive der wissenschaftlichen Erforschung der Sprache, genötigt von den Zeitumständen und seiner existenziellen Erfahrung der Verfolgung, um und gibt dabei dem Begriff der ›Sprachkultur‹, wenn man das so sagen kann, einen anderen Sinn. Das Konzept von ›Volk‹, das in seinem Begriff der »deutschen Volkssprache« zum Zuge kommt, scheint bewusst assoziationsoffen: die Bedeutung der ›einheimischen Sprache‹ im Unterschied zur Wissenschaftssprache oder zur Sprache der Literatur ist überblendet mit der Bedeutung der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft.

In einem Vorspann, der in kursiv gesetzter Schrift dem eigentlichen Text vorangestellt ist, erläutert der Autor ironisch die Entstehungsgründe des Fragments:

Dass [sic] der Verfasser seinen Wohnsitz aus Europa nach China verlegt hat und ihm nun sowohl die persönliche Beobachtung seines Objektes versagt ist, als das Studium in deutschen Sammlungen, Bibliotheken, so kann er nicht mehr daran denken, dass das begonnene Werk in der Art, wie ursprünglich

L-Z, München/New York/London/Paris: Saur 1983, S. 1133 (als Autor des Artikels unterzeichnet »IfZ« [Institut für Zeitgeschichte, München]).

⁴⁰ Rosdy: *Adolf Josef Storfer, Shanghai und die Gelbe Post* (Anm. 13), S. 17–18.

⁴¹ Ebd., S. 19. Die Adressatin, Dr. Bettina Warburg, ist die Tochter von Paul Moritz Warburg.

⁴² Zu dieser Zeitschrift genauer Itamar Livni: *The Gelbe Post. A Shanghai immigrant paper of 1939* (Masterarbeit, unpubliziertes Manuskript), Jerusalem: The Hebrew Univ. of Jerusalem 2008.

geplant, fertiggestellt werde. Zumal da ihm bei der Ueberschreitung einer Staatengrenze das Missgeschick widerfahren ist, dass ein grosser Teil seiner sprachwissenschaftlichen Aufzeichnungen, das Ergebnis jahrelanger mühsamer Arbeit, konfisziert wurde.⁴³

In der Überlieferungsgeschichte dieses Fragments, doch auch in Storfers Projekt einer kulturwissenschaftlichen Sprachforschung als einem Ganzen werden – blickt man entlang der Zeitlinie der 1930er Jahre – auch die abgerissene Kontinuität geisteswissenschaftlicher Forschung, die Spuren von Enteignung und Vernichtung sichtbar.

An der betreffenden Stelle im Vorspann fügt Storfer hinzu: »Manches konnte allerdings durch glücklichen Zufall bei diesem ›Grenzunfall‹ gerettet werden. Die angeführten Umstände sollen es rechtfertigen, dass hier aus dem zum Nimmerfertigwerden verurteilten Werke etwas durchaus Bruchstückartiges veröffentlicht wird.«⁴⁴ Die Rede vom »Missgeschick«, von »konfiszieren« und vom »Grenzunfall« erinnert an picaroromanhafte Formulierungen, doch belegt sie zudem den Gestus des Sichtbar-/Unsichtbarmachens, den die an eine deutschsprachige Öffentlichkeit in Shanghai adressierte Sprache Storfers sich auferlegt.⁴⁵ Den politischen Kontext der von ihm unternommenen Sprachforschung macht Storfer in seinem Vorspann unmissverständlich klar: »Die Frage des deutschen Antisemitismus«, so lautet die Schlusspassage,

ist heute von so großer, wahrhaftig weltgeschichtlicher Bedeutung, dass ein Beitrag dazu – Blicke gleichsam durch viele unendliche kleine Prismen der Volkssprachenforschung – gewiss interessieren wird all jene, die an dem großen zeitgeschichtlichen Schauspiel des Antisemitismus mitwirken, wenn sie sich nämlich über die Rolle, die sie darin spielen, mag sie aktiv sein oder passiv, Gedanken machen.⁴⁶

Die Metapher der ›vielen unendlich kleinen Prismen‹ zeigt den Erkenntnismodus an, der auf eine Vervielfältigung der Brechung und Reflexion setzt und dies mit der Fokussierung auf das unendlich Kleine verbindet. Storfers Erkenntnisinteresse ist kein genealogisches in dem Sinn, dass es ihm um ein Abblättern der Bedeutungsschichten ginge, um schließlich zu einem ursprünglichen Kern der Wahrheit vorzudringen. Entsprechend folgt die Anordnung des Materials nicht der Logik einer genealogischen

⁴³ A. J. Storfer: »›Jud‹ in der deutschen Volkssprache. Ein Fragment von A. J. Storfer«, in: *Gelbe Post* 1 (1939 [01.07.1939]) 5 (Reprint) Wien: Turia + Kant 1999, S. 113–114.

⁴⁴ Ebd., S. 113.

⁴⁵ Zur Frage der politischen Öffentlichkeit in Shanghai während des Nationalsozialismus siehe Astrid Freyeseisen: *Shanghai und die Politik des Dritten Reiches*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000.

⁴⁶ Storfer: »›Jud‹ in der deutschen Volkssprache« (Anm. 43), S. 113.

Erzählung, und auch nicht der einer Anfangserzählung. Stattdessen ist seine Organisationsform eher mit den beiden Begriffen des Fächers und des Sediments charakterisiert.

4. Fächer oder Sediment

Die beiden genannten Begriffe, Fächer und Sediment, scheinen geeignet, die spezifische Weise zu kennzeichnen, in der in Storfers Sprachforschungen temporale und räumliche Dimension, die heterogenen Konzepte eines in Schichtungen sich ablagernden Sediments und eines – an Leibniz'sche Monaden erinnernden – unendlich Kleinen, aufeinander bezogen sind und ineinandergreifen. Die beiden Begriffe sind als Organisations- und Temporalitätsfiguren zu verstehen – die komplizierte, nichtlineare Chronologie der Wortgeschichten, die Storfer schreibt, ist untrennbar vom Modus der Anordnung des Materials, dessen Organisation im Textraum. Das Fragment ›Jud‹ in der deutschen Volkssprache führt exemplarisch vor, wie Storfers Sprachforschung sich auf der Schwelle zwischen Wort und Name bewegt – die Konzentration liegt also, wie z. B. auch bei Heidegger, auf dem Wort, nicht auf der Syntax.

Der Textraum des Stücks versammelt und ordnet Belege, die über das sprachgewordene Imaginäre um das Wort ›Jude‹ in der deutschen/deutschsprachigen Kultur Aufschluss geben.⁴⁷ Wenn Storfer Wortgeschichte als Sediment von Bedeutungen liest, so geht es ihm dabei, wie er es in den ›Prolegomena‹ von 1932 programmatisch festgehalten hatte, um den Zusammenhang von Wort, Vorstellung und Affekt. Ein Bedeutungskern, der im Gedächtnis der Sprache aufbewahrt ist, kristallisiert sich um die Vorstellung des ›Fremden‹, ›die Ordnung Störenden‹ und die mit ihr verbundenen Affekte, die – wie Storfer schreibt – auf das Wort ›Jud‹ übertragen werden – wobei ›Übertragung‹ figurativ und projektiv gemeint ist. Storfer erläutert: »Eine Gruppe von übertragenen Bedeutungen des Wortes Jud in der deutschen Volkssprache hängt mit der Vorstellung zusammen: der Jude ist das *Fremde, Nichtdazugehörende*, sein Vorhandensein *stört die Regel, die Ordnung* [...]«. Und er zitiert den folgenden sprachlichen Fund, der Benennungsabgründe erkennbar macht, wenngleich er sie in eine ironische Narration kleidet:

⁴⁷ Storfer nutzt meist historische Kompilationen als Quellen, z. B. Wörterbücher wie das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Höflers *Krankheitsnamenbuch*, das *Schwäbische Wörterbuch* oder das *Schweizerische Idiotikon*, aber auch die 1886 begründete Zeitschrift *Muttersprache*.

In Wien heißt z. B. eine *falsche Falte*, die beim Bügeln in ein Kleid geraten ist, »ein Jud«, aber auch ein *Fehler beim Zuschneiden eines Kleides* ist »ein Jud«. Eine Berliner jüdische Dame hatte sich bei einer kleinen Schneiderin in Wien, die so sprach, wie ihr der Schnabel gewachsen war, ein Kleid bestellt. Bei der ersten Probe zeigte sich ein grober Fehler im Zuschnitt. Er sollte beseitigt werden, aber es zeigte sich bei der nächsten Probe, dass er doch nicht ganz gut gemacht werden konnte. Mit philosophischer Resigniertheit bemerkte die Schneiderin: I hob ma' glei' g'denkt, wo einmal a Jud dring'steckt hat, wird nimmer was G'scheidts draus. Man kann sich denken, wie entrüstet die Berliner jüdische Dame war, bis sie aufgeklärt wurde, dass nicht sie gemeint war.⁴⁸

Die historische Perspektivierung seiner Sammlung und das von ihm gesammelte und diskutierte Sprachmaterial selbst leitet ihn hier dazu an, das Phänomen des deutschen Antisemitismus als Problem des ›Fremden‹ zu verhandeln – während etwa Theodor W. Adorno wenig später, im Jahr 1940, postuliert, den deutschen Antisemitismus als etwas prinzipiell Neues zu erkennen.⁴⁹ Dieses Neue impliziere, »daß das Problem des Antisemitismus« gerade nicht »auf das allgemeine des ›Fremden‹ nivelliert werden«⁵⁰ kann. Storfers Deutung seiner Sprachfunde scheint sich hier noch in der Spur der Reflexionsfigur des Fremden zu bewegen, wie sie bei Moritz Lazarus, Hermann Cohen und Georg Simmel entworfen wird.

Das von Storfer aufgefächerte Material belegt seine Feststellung, dass die »Geschichte des Wortes ›Jud‹ in der deutschen Sprache [...] die Gefühlseinstellung der deutschen Vergangenheit zum Judentum«⁵¹ widerspiegeln. Storfer hebt damit nicht nur auf das Gesprochene des Wortes ab, auf die Mündlichkeit der Rede, in der dieser Name fällt, sondern auf etwas, das im Namen, in der Benennung gegeben wird: am genauesten lässt es sich vielleicht fassen als dasjenige, was Walter Benjamin als eine spezifische Weise des Gebundenseins des Gemeinten an eine Art des Meinens in einem bestimmten Wort beschrieben hat. Dies – »wie das Gemeinte an die Art des Meinens in dem bestimmten Worte gebunden ist« – pflege man, so Benjamin, »in der Formel auszudrücken, daß die Worte einen Gefühlston mit sich führen«.⁵² Der ›Gefühlston‹ der Worte

⁴⁸ Storfer: »›Jud‹ in der deutschen Volkssprache« (Anm. 43), S. 113.

⁴⁹ Dieses Neue kleidet Adorno in den Begriff des ›Totalen‹: Der deutsche Antisemitismus »setzt es sich zur Aufgabe, alle nur denkbaren Bereiche des Lebens zu durchdringen und zielt auf den Untergang der Juden ab. Darin unterscheidet er sich prinzipiell von allen früheren Formen des Antisemitismus.« Theodor W. Adorno/Max Horkheimer: *Briefwechsel 1927–1969*, hg. von Christoph Gödde/Henri Lonitz, Bd. 2: 1938–1944, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 541.

⁵⁰ Ebd., S. 554–555.

⁵¹ Storfer: »›Jud‹ in der deutschen Volkssprache« (Anm. 43), S. 113.

⁵² Walter Benjamin: »Die Aufgabe des Übersetzers« (1921), in: ders.: *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweggenhäuser, Bd. 4.1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972, S. 9–21, hier S. 17.

ist in der Zusammenschau, die Storfer herstellt, verfestigt zu einem konsistenten und stabilen Muster, das er als Einstellung des Gefühls beschreibt: für den Autor bezeugt die Wortgeschichte die »Gefühlseinstellung der deutschen Vergangenheit zum Judentum«. Was an dieser Vergangenheit vergangen ist, lässt der Text bewusst offen. Doch wenn er notiert, »Hass, Verachtung, Hohn« seien »die drei Empfindungen, die für die verschiedenen Erscheinungsformen des Motivs ›Jud‹ in der deutschen Volkssprache in der Hauptsache verantwortlich sind«,⁵³ ist zu vermuten, dass er in diesen Notaten auch seine Erfahrung des Ausbruchs der antisemitischen Gewalt in Wien seit dem Frühjahr 1938 verarbeitet – seine Konfrontation mit dem Vernichtungswillen, dem jüdischen Sprechen in Deutschland ausgesetzt ist.

Im Fortsetzungsteil, abgedruckt im darauf folgenden Heft vom 16. Juli 1939, gerät die Form der Sammlung immer mehr zu der einer unstrukturierten Aufzählung.⁵⁴ Doch lässt sich mit Blick auf den veröffentlichten und uns erhalten gebliebenen ›bruchstückartigen‹ Text feststellen, dass Storfers Forschungsinteresse gerade den epistemischen Dimensionen deutschsprachiger Idiome gilt. Im Hinblick auf die Verschränkung von Epistemologie und Wissenschaftssprache nimmt Storfers Projekt einer psychoanalytischen Sprachforschung *als* Kulturwissenschaft so eine umgekehrte Beobachtungsposition ein. Untrennbar ist für ihn aber das Wissen mit Vorstellungsbildern und Affekten verknüpft. Auch wenn man, wie Stefan Willer vorschlägt, Etymologie als Sprachspiel betrachtet, demzufolge die *Bedeutung* eines Wortes »sich nur in seinem *Gebrauch* aufweisen«⁵⁵ lässt, wird deutlich, dass Storfer zwar ebenfalls am Gebrauch des Wortes ansetzt und diesen vorführt, dabei aber vor allem die inneren Daten im Auge hat, das Affektleben einer Sprachgemeinschaft, die hier mit der deutschen ›Volksgemeinschaft‹ kongruent zu werden scheint. Deren ›Gefühlseinstellung zum Judentum‹ nährt sich, so könnte man Storfers Sprachforschung vielleicht verstehen, aus Sedimenten von Bedeutungen, welchen ein enormes, schwer zu historisierendes Konflikt- und Affektpotential inhärent ist. Eine Kulturgeschichtsforschung, wie sie Storfer vorschwebt, hätte diesen Text, den ihr die Geschichte der Wörter vorerzählt, zusammensetzen und zu ›übersetzen‹, ähnlich wie der

⁵³ Storfer: »›Jud‹ in der deutschen Volkssprache« (Anm. 43), S. 113.

⁵⁴ A. J. Storfer: »›Jud‹ in der deutschen Volkssprache. Ein Fragment von A. J. Storfer« (Fortsetzung aus Heft 5), in: *Gelbe Post* 1 (1939 [16.07.1939]) 6 (Reprint) Wien: Turia + Kant 1999, S. 140. Der Text endet mit dem Vermerk »(Schluss folgt)«, dieses Schlußstück fehlt jedoch.

⁵⁵ Willer: »Urwort« (Anm. 20), S. 40.

Analytiker bei der Deutung des Traums den manifesten Trauminhalt in den latenten Traumgedanken übersetzt.

Storfers Sprachforschung ist am Ende ein diasporisches Projekt geworden – an einem äußersten Lagepunkt, wie Storfer anklingen lässt, wenn er im März 1939 aus Shanghai in dem schon zitierten Brief an Siegfried Bernfeld schreibt: »[E]s trennt uns kein Festland mehr, nur Wasser, dies allerdings reichlich.«⁵⁶ Noch hier trägt Storfer aber einer deutschsprachigen Geisteswissenschaft die Aufgabe ein, ihre Sprachverfasstheit ernst und ihr eigenes, vergessenes oder verdrängtes Imaginäres in Augenschein zu nehmen. Und zugleich wahrt er seinen Anspruch auf Kritik – auf eine Kritik und Offenlegung der kulturellen Tiefenschichten jenes Kollektivs, das ihm nach dem Leben trachtet.

Die Zeitschrift *Gelbe Post* ist auch der Ort, wo zum ersten Mal ein bislang noch unpublizierter Ausschnitt aus Sigmund Freuds Studie *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, die er gerade abgeschlossen hatte, veröffentlicht wird. Storfer stellt die Publikation unter den Titel: »Der Judenhass in der Welt: Sigmund Freuds neueste Forschungen über die Entstehung des Christentums und die Motive des Antisemitismus.«⁵⁷ Wie im zuvor zitierten Vorspann zu dem wenig später veröffentlichten Bruchstück aus seiner Sprachforschung fällt die Adressierung der »Welt« in dem von Storfer gewählten Titel auf. Sie lässt erkennen, dass in seinen Augen im Juni 1939, Monate vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, die politische Bedeutung des Judenhasses die Grenzen Europas schon längst überschritten hat: er schreibt ihm eine ›weltgeschichtliche Bedeutung‹ zu.

⁵⁶ Rosdy: *Adolf Josef Storfer, Shanghai und die Gelbe Post* (Anm. 13), S. 17.

⁵⁷ *Gelbe Post* 1 (1939) 3, S. 65. Die ersten beiden Teilstücke der Studie hatte Freud 1937, noch in Wien, in der Zeitschrift *Imago* veröffentlicht.